

Die Darstellung psychischer Krankheit und ihrer Behandlung im Film

38

angewandte
Forschung

Sacha Bachim

D'Ligue – Service Information et Prévention

“

The stars up close to the moon were pale; they got brighter and braver the farther they got out of the circle of light ruled by the giant moon

One Flew Over the Cuckoo's Nest

Die psychisch kranke Person im Film

Medien im Allgemeinen und Filme im Speziellen sind Teil unseres Sozialisationsprozesses und prägen unsere Sicht der Welt. Sie formen, bestätigen oder hinterfragen unser Verständnis von Rollenbildern, Wertvorstellungen und sozialen Normen. Auch die individuelle und gesellschaftliche Konzeption von Themen wie (psychische) Gesundheit und Krankheit kann in diesem Sinne durch Filme beeinflusst werden. Die Forschung zeigt, dass die Darstellung psychischer Krankheit im Film meistens negativ ausfällt und einen kumulativen Effekt auf das Verständnis psychischer Krankheit in der Bevölkerung, sowie die Bereitschaft psychisch kranker Menschen, sich angemessene Hilfe zu suchen, hat (Pirkis, Blood, Francis, & McCallum, 2006).

Verbale Andeutungen auf eine psychische Krankheit der ProtagonistInnen kommen, einer Studie zufolge, in 85 Prozent aller Disney-Zeichentrickfilme vor, mit einem Durchschnitt von 4-5 Andeutungen pro Film (Lawson & Fouts, 2004). Dies zeigt, dass bereits Kinder sehr früh mit Stereotypen psychischer Krankheit konfrontiert werden. Ein Beispiel einer beliebten Zeichentrickfigur, deren mentaler Gesundheitszustand immer wieder zu Spekulation anzuregen scheint, ist „Winnie the Pooh“. Tatsächlich beschäftigen sich nicht nur die AnhängerInnen der Bücher und Filme um den knuffigen Bären, sondern auch die Forschung seit längerem mit der Frage, welche klinischen Diagnosen auf die Charaktere der Erzählung zutreffen könnten. Ob ein komorbides Vorliegen einer Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung und Zwangsstörung mit der Differentialdiagnose Tourette-Syndrom, das von einer kanadischen Forschungsgruppe in Bezug auf die Hauptfigur postuliert wird (Shea, Gordon, Hawkins, Kawchuk, & Smith, 2000), jetzt übertrieben anmuten kann, Winnie und seine Freunde scheinen doch zumindest etwas exzentrisch zu sein. Doch macht nicht gerade das den Charme aus, den sie auf Klein und Groß zu haben scheinen?

Die Faszination an psychisch labilen und kranken Filmcharakteren scheint sowohl vom Publikum, als auch von der Filmkritik geteilt zu werden. Seit „Rain Man“ (1988) haben beispielweise mehr als die Hälfte aller männlichen Schauspieler den Oscar für Rollen bekommen, in denen sie Charaktere mit psychischen oder körperlichen Störungen darstellten (Moyer, 2015).

Viele weltweit erfolgreiche Hollywood-Filme thematisieren vordergründig, oder zumindest am Rande, immer wieder das Thema psychische Krankheit. In diesem Sinne könnten sie natürlich wertvolle Sensibilisierungs- und Aufklärungsinstrumente darstellen. Tatsächlich gibt es Vorzeigebeispiele wie den Film „Silver Linings Playbook“ (2012), in dem eine der Hauptfiguren an einer bipolaren Störung erkrankt ist. Der achtfach Oscar-nominierte Film wurde von Professionellen der Unterhaltungsindustrie mit dem sogenannten „Prism-Award“ für akkurate Darstellung einer psychischen Krankheit ausgezeichnet (17th Annual PRISM Awards, 2013). Der Film „A Beautiful Mind“ (2001) über den schizophränen Nobelpreisträger John Nash wurde in den USA von Vertretern der psychischen Gesundheitsversorgung als wertvoller Beitrag zum öffentlichen Verständnis von psychischer Krankheit hervorgehoben (National Alliance on Mental Illness, 2000).

Leider sind solche Filme, die sich um eine realistische Darstellung psychischer Krankheit bemühen und sensibel mit der Thematik umgehen, doch leider immer noch sehr selten. Die große Masse an Filmen, in denen Themen der psychischen Gesundheit behandelt werden, oder in denen Charaktere mit psychischen Problemen dargestellt werden, bedienen alteingesessene Klischees oder fördern gar ganz neue Fehlkonzeptionen psychischer Krankheit. Nach Byrne (2009) sind viele psychisch kranke Filmcharaktere entweder Opfer in Melodramen oder Objekte der Belustigung in Komödien. Handlungsfähig erscheinen sie lediglich in der Rolle von GewalttäterInnen zu werden.

Verschiedene Film-Stereotypen können in diesem Sinne zur Stigmatisierung psychisch kranker Menschen in der Bevölkerung beitragen. Hylar, Gabbard, & Schneider (1991) identifizieren sechs klischeehafte Rollenschemata, die auf psychisch kranke Filmcharaktere zutreffen können:

- *RebellInnen* sind ihrer Zeit voraus und lehnen sich gegenüber konservativen Institutionen auf (z.B. *One Flew Over the Cuckoo's Nest*, 1975).
- *Psychopathische MörderInnen* sind SadistInnen, deren Gewaltbereitschaft auf ihre psychischen Probleme zurückgeführt werden (z.B. *Friday the 13th*, 1980).
- *VerführerInnen* legen ein krankhaftes Verlangen an den Tag, andere Menschen zu bezirzen (z.B. *Dressed to Kill*, 1980).
- *Aufgeklärte Gesellschaftsmitglieder* werden zunächst als paranoide VerschwörungstheoretikerInnen verpönt, stellen sich dann aber als einzige Personen heraus, die die Wahrheit durchblickt haben (z.B. *Conspiracy Theory*, 1997).
- *Narzisstische Parasiten* sind unbequeme ZeitgenossInnen, die durch ihr unbändiges Aufmerksamkeitsbedürfnis anecken (z.B. *What About Bob?*, 1991).
- *Das Zootier* ist eine exotische Attraktion, das einem Publikum vorgeführt wird, bei dem es durch seine Ungewöhnlichkeit ein voyeuristisches Interesse weckt (z.B. *Bedlam*, 1946).

Diese Stereotypen können auf den ersten Blick harmlos erscheinen. Der Unterhaltungswert vieler Filme schöpft gerade eben aus den klischeehaften Charakterisierungen seiner ProtagonistInnen. Negative Darstellungen psychischer Krankheit im Film, im Sinne psychopathischer MörderInnen oder narzisstischer Parasiten, riskieren natürlich aber eine gesellschaftliche Angst und/oder Abneigung gegenüber psychisch kranken Menschen zu fördern. Die eher positiv konnotierten Stereotypen, wie RebellInnen oder aufgeklärte Gesellschaftsmitglieder riskieren ihrerseits die Krankheitseinsicht und Behandlungs-Compliance psychisch kranker Menschen zu gefährden.

Auch generelle Annahmen über psychische Krankheit können über filmische Darstellungen geformt oder verzerrt werden. Wedding und Niemiec (2014) zeichnen verschiedene Beispiele von Fehlkonzeptionen psychischer Krankheit im Film auf:

- Die Psychologie vieler Filmcharaktere basiert auf einem eindimensionalen Erklärungsmodell. So kann der Anschein erweckt werden, dass psychische Krankheit z.B. immer auf ein isoliertes traumatisches Erlebnis zurückgeführt werden kann (z.B. *Spellbound*, 1945) oder dass immer die Eltern schuld sind, wenn die Kinder psychisch krank werden (z.B. *Shine*, 1996). Die Ätiologie psychischer Krankheit ist natürlich aber immer multifaktoriell.

- Eine andere Fehlkonzeption, die von vielen Filmen vermittelt wird, ist die Annahme, dass harmlose ExzentrikerInnen schnell als psychisch krank abgestempelt und gegen ihren Willen zwangsinterniert werden können (z.B. *A Fine Madness*, 1966). Psychische Krankheit wird aber auf Grund von klar definierten Kriterien diagnostiziert. Eine Internierung gegen den Willen des Patienten oder der Patientin ist nur unter sehr strengen Kriterien zur Vermeidung von Selbst- und Fremdgefährdung möglich.
- Ein Postulat vieler romantischer Komödien, in denen ein Protagonist oder eine Protagonistin psychisch erkrankt ist, lautet, dass die Liebe die einzige Heilung für psychische Krankheit darstellt (z.B. *Benny and Joon*, 1993). Liebe ist allerdings weder eine notwendige, noch eine hinreichende Bedingung für die Heilung psychischer Krankheit.
- Eine hartnäckige Fehldarstellung einer spezifischen psychischen Krankheit im Film betrifft die Schizophrenie, welche in den allermeisten Fällen mit multipler Persönlichkeitsstörung gleichgestellt wird (z.B. *Me, Myself and Irene*, 2000). Die multiple Persönlichkeitsstörung (dissoziative Identitätsstörung) ist aber sehr selten und gehört überhaupt nicht zu dem Schizophrenie-Spektrum. Dennoch verstehen, einer Umfrage in England nach, 68 Prozent aller Personen unter dem Schlagwort Schizophrenie eine multiple Persönlichkeitsstörung (Byrne 2019), ein Irrglaube, an dem die Fehldarstellung in Filmen sicherlich mitverantwortlich sein dürfte.
- Filme sind visuelle Medien und bedienen sich visueller Stilmittel. Es wundert also nicht, dass visuelle Halluzinationen ein beliebtes Mittel sind, um psychische Störungen (vor allem Psychosen) darzustellen (z.B. *The Fisher King*, 1991). Visuelle Halluzinationen kommen bei psychotischen Störungen im Vergleich zu akustischen Halluzinationen allerdings äußerst selten vor.
- Filme über Personen mit Autismus-Spektrum-Störung legen meistens nahe, dass Betroffene immer Inselbegabungen aufweisen (z.B. Rainman, 1988). Studien zeigen, dass Inselbegabungen bei PatientInnen mit Autismus-Spektrum-Störung in der Realität aber sehr selten sind und lediglich bei 10 Prozent (Rimland, 1978), respektive sogar nur ein Prozent (Hermelin, 2001) nachgewiesen werden konnten.
- Viele Filme bedienen das Klischee, dass psychisch kranke Menschen gewaltbereiter sind. So werden GewalttäterInnen in Filmen oft als psychisch krank dargestellt (z.B. *Misery*, 1990). Nach Zimmerman (2003) erweisen sich 70 Prozent aller psychisch kranken Filmcharaktere als gefährlich. Die Hälfte aller psychisch kranken Filmcharaktere fügt anderen Menschen Schaden zu, einer von vier begeht gar einen Mord (Stuart, 2006). In Wirklichkeit zeigen Studien aber, dass psychisch Kranke eher Opfer von Gewalt werden, als dass sie Gewalt ausüben. So ist die Wahrscheinlichkeit, einem Mord zum Opfer zu fallen in Schweden für psychisch kranke Menschen z.B. fünf Mal höher als für gesunde (Crump, Sundquist, Winkleby, & Sundquist, 2013).

Die verzerrte Darstellung psychischer Krankheit im Film riskiert also zu vielen Fehlkonzeptionen dieses Themenfeldes in der Bevölkerung zu führen und, in Folge, zu der Stigmatisierung psychisch kranker Menschen beizutragen. Auch begleitende Informationen, welche explizit auf die fehlerhafte Darstellung im Film hinweisen, scheinen wenig daran ändern zu können. StudentInnen, denen ein Film gezeigt wurde, in dem eine psychisch kranke Person gewalttätig wurde, zeigten sich nach dem Film weniger positiv eingestellt gegenüber psychisch kranken Menschen und ihrer gesundheitlichen Versorgung, als StudentInnen, denen ein Kontrollfilm gezeigt wurde, in dem psychische Krankheit kein Thema war. Dieser Effekt zeigte sich unabhängig davon, ob dem Film der Experimentalgruppe ein Trailer vorausging, der explizit darauf hinwies, dass Gewaltbereitschaft nicht charakteristisch für psychisch kranke Menschen ist (Wahl & Lefkowitz, 1989).

Sonderfall: Die ältere (psychisch kranke) Person im Film

Ältere Menschen werden generell eher selten in Filmen dargestellt. Hardwood (2007) untersuchte die Prominenz verschiedener Altersgruppen in 88 der erfolgreichsten Filme. Während die 30- bis 40-Jährigen sehr gut und die 40- bis 50-Jährigen immer noch gut repräsentiert waren, wirkten die 50- bis 60-Jährigen im Vergleich mit ihrem Anteil an der Gesamtpopulation bereits deutlich unterrepräsentiert. Lediglich eine Handvoll von über 60-jährigen Charakteren tauchten in den untersuchten Filmen auf.

Werden ältere Menschen in Filmen dargestellt, dann oft sehr stereotypisch. So werden ältere Personen zum Beispiel schon fast karikaturistisch als verbitterte ZynikerInnen (z.B. Grumpy Old Men, 1993) oder als depressive MelancholikerInnen, die über den Tod philosophieren (z.B. Wild Strawberries, 1957), porträtiert. In Filmen wie Sunset Boulevard (1950) wird das Altwerden geradezu zu einer Quelle des Horrors (Crosthwaite, 2014). Nach Beauvillard (2012) lebt die Hälfte aller älteren FilmprotagonistInnen in Alters- oder Pflegeheimen, während dies in Wirklichkeit lediglich auf 3 Prozent zutrifft. Auch wird das Thema Alter schnell mit Abhängigkeit und Demenz assoziiert. Der Begriff Alzheimer dient in Filmen fast schon als Sammelbegriff für weitgefächerte Symptome des Altwerdens. Auch Chivers (2011) kritisiert, dass das Älterwerden in den meisten Filmen mit sozialer Last, Krankheit und Beeinträchtigungen assoziiert wird, hebt aber gleichzeitig einige positive Beispiele hervor, in denen ältere Charaktere als wertvolle Menschen dargestellt werden (z.B. The Straight Story, 1999).

Gravagne (2013) thematisiert die Wirkung von Filmen, die starke Geschlechterunterschiede propagieren, auf die Darstellung der älteren Person in der Gesellschaft. Weibliche ältere Protagonistinnen leiden in Filmen oft sehr dramatisch unter den körperlichen Veränderungen im Alter, während weiterhin das Klischee vermittelt wird, dass Männer an Lebensreife gewinnen. Filme, in denen bekannte Action-Filmstars der 80er, trotz mittlerweile erhöhtem Alter, in die gleichen Macho-Rollen schlüpfen, die sie vor 30 Jahren berühmt gemacht haben (z.B. The Expendables, 2010), propagieren andererseits verzerrte, unangepasste Vorstellungen vom männlichen Altwerden (Cox, 2014).

Die Darstellung vom Alter im Film wird also oft mit psychischer Krankheit vermischt. Verbitterung, Depression, Angst, Verlust von Autonomie und Demenz formen ein sehr negatives und undifferenziertes Bild, das wenig Raum für Heilungs- oder Anpassungsmöglichkeiten zulässt. Hervorzuheben sind dagegen Filme, die zeigen, wie ältere Menschen die Ketten solcher Stereotypen brechen und über sich selbst hinauswachsen (z.B. About Schmit, 2002 oder The Best Exotic Marigold Hotel, 2011).

Die Behandlung psychischer Krankheit im Film

Nicht nur dass psychische Krankheit in vielen Filmen verzerrt dargestellt wird, auch die Behandlung psychischer Störung ist im Film mit vielen Stereotypen besetzt. Psychisch kranke Menschen, die sich erstmals mit der Frage auseinandersetzen, ob sie sich professionelle Hilfe suchen sollen, können in ihrer Vorstellung bezüglich der Form und der Wirksamkeit einer Psychotherapie, bewusst oder unbewusst, durch die Filme beeinflusst werden, die sie gesehen haben.

Das Ergebnis einer Analyse von 106 Filmen, in denen Psychotherapie-Szenen vorkamen, ergab so z.B., dass fast die Hälfte aller portraitierten TherapeutInnen entweder eine Affäre mit einem Patienten oder einer Patientin hat, sich auf andere Art und Weise unprofessionell verhält (wie etwa sich nicht an die Schweigepflicht zu halten) oder sich ganz einfach als inkompetent herausstellt (Gharaibeh, 2005).

Verschiedene Film-Stereotypen bezüglich der Behandlung psychischer Krankheit erweisen sich als besonders hartnäckig (Wedding & Niemic, 2014):

- **PSYCHOTHERAPEUTINNEN
SIND IMMER PSYCHIATERINNEN**
In den allermeisten Fällen, wenn ProtagonistInnen sich im Film in Behandlung begeben, treffen sie auf TherapeutInnen, die zwar vielleicht irgendeine Art von Gesprächstherapie praktizieren, spätestens am Ende der Sitzung dann aber den Stift zücken, um ein Medikament zu verschreiben (Z.B. Analyze This, 1999). Dass in Wirklichkeit aber die allermeisten PsychotherapeutInnen PsychologInnen mit therapeutischer Weiterbildung sind,

findet im Film keinen Ausdruck und trägt sicherlich zur Verwirrung vieler PatientInnen bei. Auch in Luxemburg gilt seit dem Psychotherapeuten-Gesetz von 2015, dass der Titel des Psychotherapeuten lediglich PsychologInnen und ÄrztInnen vorbehalten ist, welche eine anerkannte psychotherapeutische Weiterbildung absolviert haben. Auch wenn durch eine temporäre Übergangsregelung die allermeisten PsychiaterInnen den Titel ebenfalls anerkannt bekamen, werden zukünftige PsychotherapeutInnen also vor allem PsychologInnen mit Weiterbildung sein.

- **PSYCHOTHERAPEUTINNEN SIND IMMER PSYCHOANALYTIKERINNEN**
Im Film werden PsychotherapiepatientInnen des Öfteren aufgefordert, sich auf einen Diwan zu legen, während der Therapeut, der gerne auch noch dem Vorbild Sigmund Freud ähnlich sieht, auf einem Stuhl dahinter Platz nimmt und das freie Assoziieren seines Patienten oder Patientin mit halbinteressierten „Hmm“-Geräuschen kommentiert (z.B. Annie Hall, 1977). Auch wenn dieses Klischee in neueren Filmen etwas abnimmt, so ergibt sich aus den Fragetechniken der BehandlerInnen doch sehr oft ein Bild, das sicherlich eher der klassischen Psychoanalyse, respektive den tiefenfundierten Psychotherapiemethoden zugerechnet werden kann. In Wirklichkeit stellen die tiefenfundierten Methoden aber nur einen Teil des Psychotherapiespektrums dar. Die Forschung zeigt, dass andere Ansätze, wie z.B. die kognitive Verhaltenstherapie, zudem deutlich höhere Effekte in der Behandlung vieler spezifischer Störungen aufweisen.
- **PSYCHOTHERAPEUTINNEN SIND UNETHISCH**
Dass PsychotherapeutInnen mit ihren PatientInnen Affären eingehen oder es nicht ganz so ernst mit der Schweigepflicht nehmen, scheint im Film sehr gängig zu sein und allenfalls als Kavaliersdelikt durchzugehen (z.B. The Departed, 2006). In Wirklichkeit unterliegen PsychotherapeutInnen aber nicht nur einem deontologischen Code ihres Fachverbandes, sondern müssen bei Fehlleistungen und

Grenzüberschreitungen auch mit folgenreicher juristischer Strafverfolgung rechnen. Darstellungen von unethischen BehandlerInnen im Film vermitteln ein wenig vertrauenseinflößendes Bild vom Berufsstand des Psychotherapeuten und können Betroffene davon abhalten, eine angemessene Behandlung in Anspruch zu nehmen.

- **PSYCHOTHERAPEUTINNEN SIND UNWISSENSCHAFTLICH**
Aus den allermeisten filmisch dargestellten Therapiesitzungen ist nur sehr schwer herauszulesen, auf welches wissenschaftliche Behandlungsrational sich die dargestellten TherapeutInnen beziehen. Die Interventionen, die in den allermeisten Fällen aus einer Art Gesprächstherapie bestehen, entsprechen kaum einem störungsspezifischen, evidenzbasierten Therapieansatz und werden manchmal sogar mit esoterischen Behandlungen und Scharlatanerie gleichgestellt (z.B. Running with Scissors, 2006). In Wirklichkeit beruhen die Erkenntnisse und Interventionen moderner Psychotherapieansätze aber natürlich auf ständig wachsender Wirksamkeitsforschung. Dieser Filmstereotyp kann sich schädlich auf das Vertrauen in die Wirksamkeit von Psychotherapie erweisen, und die Bereitschaft von PatientInnen mindern, sich professionelle Hilfe zu suchen.
- **PSYCHOTHERAPEUTINNEN SIND IMMER ERREICHBAR**
Viele Film-TherapeutInnen scheinen keine weiteren PatientInnen neben dem Hauptprotagonisten zu haben. So stehen sie jederzeit auf Abruf bereit, können sehr kurzfristig Termine anbieten, gerne auch 3-4 Mal die Woche, sind telefonisch Tag und Nacht erreichbar und lassen gelegentlich auch schon mal alles stehen und liegen, um ihre PatientInnen wenn es sein muss auch außerhalb der Therapiepraxis zu unterstützen (z.B. Good Will Hunting, 1997). Diese Darstellung steht natürlich im Kontrast zu der Tatsache, dass in vielen Fällen lange Wartezeiten in Kauf genommen werden müssen, bevor es zu einem Termin in einer psychotherapeutischen Praxis

kommt. Zudem gelten Psychotherapiesitzungen bei psychologischen PsychotherapeutInnen aktuell in Luxemburg nicht als Kassenleistung und müssen daher aus eigener Tasche bezahlt werden. Eine derart grenzenlose Betreuung wäre in Wirklichkeit also mit enormen Kosten verbunden. PatientInnen, die sich mit derartigen, von vielen Filmen geformten, Erwartungen in Behandlung begeben, riskieren also schnell enttäuscht zu werden.

Ein Genre-Merkmal des psychiatrischen Films ist die Darstellung des stationären Psychiatrie-Settings als tristes Gefängnis, aus dem es keinen Ausweg mehr gibt. Farblose, sterile Gänge, die in kaltes Neon-Licht getaucht sind, unzurechnungsfähige PatientInnen in einheitlichen Kitteln oder gar Zwangsjacken, sowie sadistische ÄrztInnen, BetreuerInnen und WärterInnen zeichnen das Bild einer hoffnungslosen Endstation für psychisch kranke Menschen, aus der es kein Zurück mehr gibt (z.B. *Twelve Monkeys*, 1995). Es entsteht der Eindruck, dass es lediglich noch darum geht, PatientInnen ruhigzustellen, wobei der Mensch hinter der Krankheit bereits abgeschrieben wird. Es ist sicherlich nachvollziehbar, inwiefern unsere Auffassung stationärer psychiatrischer Versorgung durch solche filmischen Darstellungen verzerrt wird und großen Widerstand bei vielen PatientInnen auslösen kann, bei denen eine stationäre Therapie indiziert wäre.

Ein Beispiel für eine oft fehlerhaft dargestellte psychiatrische Intervention im Film ist die elektrokonvulsive Therapie (EKT), mit der viele PatientInnen immer noch eine brutale und wenig effiziente Methode assoziieren (McDonald & Walter, *Hollywood and ECT*, 2009). Die Darstellung der EKT in Filmklassikern (z.B. *One Flew Over the Cuckoo's Nest*, 1975), aber auch in rezenten Filmen (z.B. *Requiem for a Dream*, 2000) entspricht in keinster Weise der heutigen Durchführung dieser Methode, welche sich bei bestimmten Pathologien nachweislich als wirksam erwiesen hat (McDonald & Walter, 2001).

Viele Filme über psychisch kranke Menschen suggerieren, dass Psychopharmaka den Menschen krank machen als die Krankheit selbst. Antidepressiva und Phasenprophylaktika werden in diesem Sinne gerne als freiheitseinschränkende Mittel zur Betäubung von Leidenschaft und Kreativität dargestellt. Oft geht es den Protago-

nistInnen erst besser, wenn sie die Medikation absetzen (z.B. *Garden State*, 2003). Solche stereotypen Darstellungen können sich natürlich sehr negativ auf die Behandlungs-Compliance auswirken.

Ausblick

Die verzerrte Darstellung psychischer Krankheit in vielen Filmen hat also einen nachweisbaren, negativen Impakt auf die Einstellung der Gesellschaft gegenüber psychisch kranken Menschen. Zudem können betroffene Personen sich von Filmen in ihren Vorurteilen zur mangelnden Wirksamkeit und Seriosität von Behandlungsmöglichkeiten bestätigen lassen und sich vor möglicher Hilfebeanspruchung verschließen.

Um gesellschaftliche Stigmatisierung vorzubeugen und psychisch Kranke darin zu bestärken, professionelle Hilfe anzunehmen, wäre also eine gesellschaftliche Sensibilisierung notwendig. Die Verbreitung von Fehlkonzeptionen in Filmen sollte öffentlich thematisiert werden und die ProduzentInnen zur Richtigstellung aufgefordert werden. In den USA erwirkte die National Alliance on Mental Illness so z.B., dass der Schauspieler Jim Carrey bei Presse-Auftritten im Rahmen des Filmstarts von „*Me, Myself & Irene*“ explizit darauf hinweisen sollte, dass die dargestellte multiple Persönlichkeit nicht dem Krankheitsbild der Schizophrenie entspricht, wie es fälschlicherweise im Film angedeutet wird (National Alliance on Mental Illness, 2000).

Nach Wolz (2005) können Filme zur Lehrgeschichte, zur Entlastung und zur Bewusstwerdung dienen. Eltern, PädagogInnen, Gesundheits- und GesellschaftsvertreterInnen, FilmkritikerInnen, DrehbuchschreiberInnen, FilmproduzentInnen und KinobetreiberInnen können alle zu einem verantwortungsbewussteren Umgang mit dem Medium Film beitragen, indem Filme, die sich um eine akkurate Darstellung psychischer Krankheit und ihrer Behandlung bemühen, besonders hervorgehoben, und solche, die weiterhin überholte Stereotypen propagieren, kritisch diskutiert werden.

Referenzen

- 17th Annual PRISM Awards. (2013). Von *Entertainment Industries Council*: <http://www.eiconline.org/wp-content/uploads/17th-PRISM-Winner-Release.pdf> abgerufen am 02.10.2019.
- Beauvillard, A. (2012) *Les croulants se portent bien ? Les représentations fictionnelles de la vieillesse au grand et petit écran de 1949 à nos jours*. Lormont: Bord de l'eau.
- Byrne, P. (2009). Why psychiatrists should watch films (or What has cinema ever done for psychiatry?). *Advances in psychiatric treatment* (15), 286-296.
- Byrne, P. (2019). Film Report – Screening Madness: A Century of negative movie stereotypes of mental illness. Von *Time to Change*: <https://www.time-to-change.org.uk/sites/default/files/film-report-screening-madness-time-to-change.pdf> abgerufen am 09.12.2019.
- Chivers, S. (2011). *The Silvering Screen: Old Age and Disability in Cinema*. Toronto: University of Toronto Press.
- Cox, D. (2014). Why do films such a bad job of portraying old people? Von *The Guardian*: <https://www.theguardian.com/film/filmblog/2012/feb/28/films-bad-job-portraying-old-people> abgerufen am 09.12.2019.
- Crosthwaite, A. (2014). Visions of Aging in U.S. Cinema. *Oikonomia XIII*:03, 27-32.
- Crump, C., Sundquist, K., Winkleby, M. & Sundquist, J. (2013). Mental disorders and vulnerability to homicidal death: Swedish nationwide cohort study. *British Medical Journal* (346), 40-47.
- Gharaibeh, N. (2005). The psychiatrist's image in commercially available American movies. *Acta Psychiatrica Scandinavica* (111), 316-319.
- Gravagne, P. H. (2013) *The Becoming of Age: Cinematic Visions of Mind, Body and Identity in Later Life*. Jefferson, N.C.: McFarland.
- Hardwood, J. (2007). *Understanding Communication and Aging: Developing Knowledge and Awareness*. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Hermelin, B. (2001). *Bright splinters of the mind*. London, UK: Jessica Kingsley Publishers.
- Hylar, S., Gabbard, G. & Schneider, I. (1991). Homicidal maniacs and narcissistic parasites: stigmatization of mentally ill persons in the movies. *Hosp Community Psychiatry* (42), 1044-1048.
- Lawson, A. & Fouts, G. (2004). Mental illness in Disney animated films. *The Canadian Journal of Psychiatry* (49), 310-314.
- McDonald, A. & Walter, G. (2001). The portrayal of ECT in American movies. *The Journal of ECT* (Dec; 17-4), 264-74.
- McDonald, A. & Walter, G. (2009). Hollywood and ECT. *International Review of Psychiatry* (21-3), 200-206.
- Moyer, J. (2015). Welcome, Eddie Redmayne: Since 'Rain Man,' majority of Best Actor Oscar winners played sick or disabled. Von *The Washington Post*: <https://www.washingtonpost.com/news/morning-mix/wp/2015/02/23/since-rain-man-majority-of-best-actor-winners-played-sick-or-disabled/> abgerufen am 09.12.2019.
- NAMI Honors A Beautiful Mind for Year's Most Outstanding Contribution to Public Understanding of Mental Illness (2000). Von *National Alliance on Mental Illness*. <https://www.nami.org/Press-Media/Press-Releases/2002/Nami-Honors-A-Beautiful-Mind-For-Year-s-Most-Outst> abgerufen am 09.12.2019.
- Pirkis, J., Blood, R., Francis, C. & McCallum, K. (2006). On-screen portrayals of mental illness: extent, nature, and impacts. *Journal of Health Communication* (11), 523-541.
- Rimland, B. (1978). Savant capabilities of autistic children and their cognitive implications. In G. Serban, *Cognitive defects in the development of mental illness* (pp. 43-65). Oxford, England: Brunner/Mazel.
- Shea, S., Gordon, K., Hawkins, A., Kawchuk, J. & Smith, D. (2000). Pathology in the Hundred Acre Wood: a neurodevelopmental perspective on A.A. Milne. *Canadian Medical Association Journal* (December 2000), 1557-1559.
- Stuart, H. (2006). Media portrayal of mental illness and its treatments: what effect does it have on people with mental illness? *CNS Drugs* (20-2), 99-106.
- Wahl, O. & Lefkowitz, J. (1989). Impact of a television film on attitudes toward mental illness. *American Journal of Community Psychology*, 17 (4), 521-528.
- Wedding, D. & Niemic, R. (2014). *Movies and mental illness: Using films to understand psychopathology*, 4th ed. Cambridge, MA, US: Hogrefe Publishing.
- Wolz, B. (2005): *E-Motion Picture Magic: A Movie Lover's Guide to Healing and Transformation*. Glenbridget Publishing Ltd., Centennial (CO).
- Zimmerman, J. (2003). *People Like Ourselves: Portrayals of Mental Illness in the Movies*. Lanham, MD: Scarecrow Press.